

ZUNGENKNOTEN

Das Wunder von Metz



Martin Graff,

Gedankenschmuggler aus dem Elsass, ...

... erlebt, wie Deutsche und Franzosen in Metz Europa und die Freundschaft der Völker feiern.

Ich traute meinen Augen nicht, als ich diese Woche Metz besuchte. La gare von Metz a été élie la plus belle gare de France. Aber der Bahnhof ist das Werk von Guillaume II. Ce n'est pas la seule surprise, die in Metz auf mich wartete.

Überall hängen Transparente: „Metz est wunderbar!“, umrahmt von deutsch-französischen und Europa-Fahnen. Je me frotte les yeux. Artistes, musiciens, journalistes, historiens se succèdent eine Woche lang, um die deutsch-französische Vergangenheit et l'avenir européen de la ville impériale zu verdeutlichen. Praktisches wird angeboten wie „Karriere machen in Deutschland und in Frankreich“. Joachim Schütze de Trier, fille de la Moselle comme Metz, a expliqué avec brio l'histoire des Städtepartnerschaften. Die Saarbrückerin Eva Mendgen macht uns die Großregion schmackhaft mit ihrem zweisprachigen Mammutwerk – 80 Autoren – „Das Reich der Mitte, l'empire du milieu.“ Skurriles für den Magen: „Als Erdbeeren aus der Region Metz régalaient l'Allemagne!“, diesen Samstag um 15 Uhr à la mairie de Metz. Egalement ce samedi: la fête franco-allemande se termine en beauté au 20 boulevard d'Alsace à 20 heures mit einem Kino-Konzert: „Metz ist wunderbar!“

Statt über Europa zu schimpfen – à l'exception du shooting star de la politique Emmanuel Macron – hätten alle Kandidaten für die Präsidentenwahl in Frankreich Metz besuchen sollen pour se rafraîchir les idées und die Kopfgrenzen qui pourrissent la vie des peuples zu brechen.

Das Wunder von Metz haben vier Frauen zu verdanken: Elise, Véronique, Christine, Isabelle. Sie haben un café culturel franco-allemand ins Leben gerufen. Un café vagabond. Sie suchen sich immer wieder neue Orte aus pour philosopher sur l'avenir et proposer des rencontres. Alle vier sind Lehrerinnen et ... je regrette de n'avoir plus 17 ans (leur adresse: vies.a.vies@hotmail.fr)

L'avenir pacifique de l'Europe est possible, solange Bürgerinnen und Bürger wie Elise, Véronique, Christine und Isabelle uns aufrütteln, um gegen die Miesepeter zu kämpfen. Alle vier spielen mit den Sprachen nach dem Motto von Herta Müller: „In jeder Sprache sitzen andere Augen!“, oder, wie der französische Nobelpreisträger Frédéric Mistral es schreibt: „La langue est la clé de la culture.“

Die zwei Leben des Herrn Paul

Auf den Spuren des Landarztes und Schriftstellers Bertololy rund um Lembach in den Nordvogesen

VON WILLY STORCK

Der „Dichterwaj“ im nordelsässischen Lembach erinnert an 28 Verseschmiede und Autoren. Darunter sind lokale Größen wie Elisabeth Müller oder Henri Mertz, aber auch bekannte Namen wie André Weckmann oder ein international renommierter wie Claude Vigée, der aus Bischwiller stammt, als Jude vor den Nazis fliehen konnte und heute hochbetagt in Paris und Jerusalem lebt. Und Station 23 dieses Dichterweges ist Paul Bertololy gewidmet.

Ein Mann, der besonderes Interesse verdient. Nicht nur, weil er zwar aus elsässischer Familie stammte, aber in der Pfalz geboren wurde, sondern auch, weil er als Landarzt und Schriftsteller sozusagen zwei Leben in einem führte. „Gedenke mein“ ist das Gedicht an seiner Station überschrieben, ein wehmütiger Text über Scheiden und Vergehen. Der letzte Vers lautet:

*Gedenke mein!
Wer von uns beiden bleibt allein
und hört es nicht mehr, hört es dennoch
immerfort,
das liebe, nie verklung'ne Wort:
Gedenke mein!*

Zu Lebzeiten war er als Autor sehr erfolgreich, heute sind seine Romane, Novellen und anderen Bücher nur noch antiquarisch erhältlich. Sein ansehnliches Haus, das er in Lembach an der Rue du Woerth erbaut hatte, dient jetzt als Büro einer Versicherungsagentur.

Der Großvater war nach dem Militärdienst in Straßburg als Zöllner nach Lembach versetzt worden, zog nach einem Streit mit Vorgesetzten aber nach Grünstadt, war dort Privatlehrer für Französisch und gründete eine Handelsschule, die er dann nach Frankenthal verlegte. Dort kam Paul Bertololy am 12. Februar 1892 zur Welt. Vater Karl war Mediziner, hatte zunächst in der Pfalz eine Landarztpraxis, spezialisierte sich dann auf Psychiatrie. Nach etlichen Stationen in ganz Deutschland kehrte die Familie 1911 nach Straßburg zurück. Auch Paul schlug die Medizin-erlaubnis ein und begann, in Heidelberg zu studieren. Ein Foto aus jener Zeit zeigt einen etwas verloren blickenden jungen Mann als Mitglied des Corps „Rhenania“.

Er führte dann das Studium in Straßburg weiter und schloss es 1919 in Freiburg ab. Das Staatsexamen fiel in eine schwierige Zeit. Der Vater, der eine kleine Privatklinik für Nervenkrankte leitete, war kränklich und erhielt zudem sein in der Pfalz deponiertes Vermögen nicht zurück. Paul wollte die väterliche Klinik nicht übernehmen und suchte sich eine Praxis. Unter mehreren Angeboten entschied er sich ohne Zögern für Lembach, dieses kleine Dorf „in einem entlegenen Gebirgswinkel“.

Lembach war ein Ort der Waldarbeiter, Kohlenbrenner und Kleinbauern. Das Einzugsgebiet der Landarztpraxis erstreckte sich bis Obersteinbach, das entlegene Wengelsbach, Wingen und Climbach. Kleine Weiler und Höfe kamen hinzu, deren Bewohner oft den alten Hausmitteln weit mehr vertrauten als neumodischer Medizin. Der junge Arzt musste „allzeit bereit“ sein, auch nachts und im Winter. In den ersten



Porträt am Lembacher Altenheim, das seinen Namen trägt. FOTO: VST



Paul Bertololy im Oktober 1969 bei der Verleihung des Oberrheinischen Kulturpreises. FOTO: PRIVAT

Jahren bedeutete das oft lange Wege zu Fuß, zu Pferd, per Pferdekarren. Das erklärt die kurzen Öffnungszeiten der Praxis: Lembachs Bürgermeister Charles Schlosser fand erst kürzlich einen Zettel mit der dort vermerkten Zeit 13 bis 14 Uhr. Immerhin war Bertololy ab 1930 der erste im Dorf, der – nach einem Motorrad – über ein Auto verfügte.

Schlosser, ehemals Deutschlehrer und seit über 20 Jahren Maire von Lembach, darf als besonders guter Bertololy-Kenner gelten. Er hat nicht nur alle Bücher des Arzt-Schriftstellers gelesen, sondern sich auch sonst viel mit ihm beschäftigt: „Wenn ich Zeit gehabt hätte, dann hätte ich eine Dissertation über ihn geschrieben.“

Schlosser beschreibt Bertololy als eher einsamen, komplizierten Menschen, der die Öffentlichkeit scheute. Zum Ventil wurde in der Waldeinsamkeit der Nordvogesen die Schriftstellerei. Da konnte er aus Erfahrungen seiner Hausbesuche schöpfen, die gewiss weit über seine berufliche Tätigkeit hinausgingen. Vor allem in seinem wichtigen Werk „Im Angesicht des Menschen“ (1956) kommt er auf diese Erlebnisse zurück. Manchmal ließ sich Bertololy in späteren Jahren nach Schweigen bringen, wo er am Weintor mehrere Viertel genoss und sich dann zu Fuß auf den Rückweg nach Lembach machte. Ehefrau Denise, erzählt Charles Schlosser, habe kurz vor ihrem Tod Anfang der 1980er Jahre berichtet, dass er dann im Bett geschrien und bis zum frühen Morgen geschrieben habe.

Der komplizierte Mann mit der doppelten Staatsangehörigkeit schrieb auch einen komplizierten Stil mit einer Vorliebe für Schachtelsätze. Und er schrieb seine zahlreichen Romane, Novellen, Aphorismen, auch ein Hörspiel



In diesem stattlichen Haus in Lembach wohnte der Landarzt und Schriftsteller mit Ehefrau Denise, und hier hatte er auch seine Praxis. FOTO: VST

und zuletzt sogar Kriminalgeschichten auf Deutsch, das ja eigentlich auch seine Muttersprache war. Seine Bücher erschienen in deutschen Verlagen, darunter der Pfälzischen Verlagsanstalt und vor allem der renommierte Münchner Paul List Verlag. 1931 war „Eine Frau geht vorbei“ erschienen, zwei Jahre später der Roman „Dora Holdenrieth“, der es auf 15 Auflagen und 170.000 Exemplare brachte. Die wurden dann von „Liebe“, ebenfalls ein Roman, noch übertroffen. Gerne gelesen wurden auch die kulturhistorische Novelle „Alt-Heidelberg – ewiger Studententraum“, die „Kreuzfahrt des Ritters vom Wasigenstein“ oder eben das damals auch in der „Zeit“ wohlwollend besprochene,

Er schrieb deutsch und war deshalb in Deutschland bekannter als in Frankreich.

stark autobiografische „Im Angesicht des Menschen“. Insgesamt brachte es Bertololy auf gut eine halbe Million Auflage. In seinem gar nicht kleinen Œuvre griff er historische wie philosophische Themen auf. Bei aller Zurückgezogenheit interessierten ihn die Menschen und das, was sie im Innersten bewegte.

Zwischen den beiden Weltkriegen im Elsass auf Deutsch zu schreiben, sei eigentlich kein Problem gewesen, betont Schlosser. Probleme bekam er hingegen 1940/41 mit den deutschen Besatzern: Nazi-Kulturwächter in Straßburg wollten aus „Dora Holdenrieth“ Anti-NS-Tendenzen herauslesen. Bertololy wurde zudem anonym angezeigt, er sei „französischer Parteigänger“. Man ließ ihn dann jedoch in Ruhe, wohl auch, weil seine Bücher inzwischen auch zur deutschen Kulturpropaganda genutzt

wurden. Das Straßburger Kulturamt bescheinigte ihm gar, wohl um ihn zu schützen, überzeugter Nationalsozialist zu sein. Das war er indes so wenig, wie er jemals elsässischer Autonomist gewesen wäre.

Dafür wurde es nach Kriegsende wirklich heftig. Da er seine Bücher in einem feindlichen Verlag veröffentlicht habe, meldete sich das französische Amt zur Beschlagnahme unerlaubter Kriegsgewinne und erließ eine Steuerstrafe in Höhe von 750.000 Francs. Eine ruhmlose Summe. Bertololy erkannte darin eine „juristische Ungeheuerlichkeit“ und focht – unterstützt von Literaten und Künstlerfreunden – den Bescheid bis zum Conseil d'Etat in Paris an. Nach dreijährigem Prozess wurde die Steuerstrafe zurück genommen. Der Arzt, der er blieb, hatte als Schriftsteller dann noch beachtlichen Erfolg.

1969 wurde Bertololy, den das zur Heimat gewordene elsässische Dorf zum Ehrenbürger ernannte, der Oberrheinische Kulturpreis zuerkannt. Am 28. November 1972 starb er nach längerer Krankheit in seiner Lembacher „Eremitenklaus“. Die Verleihung des René-Schickele-Preises erfolgte bereits posthum. Zwei Jahre später brachte die Pfälzische Verlagsanstalt dann noch den fünf Jahre vorher entstandenen Arztroman „Der Venuswagen des Doktor Raley“ heraus. Den hatte Bertololy selbst noch als sein bestes Werk bezeichnet.

In Lembach trägt das Altenheim seinen Namen, auch eine Straße ist nach ihm benannt. Das immerhin ist von diesem denkwürdigen Leben geblieben. Was ihm umtrieb, ergibt sich vielleicht aus folgendem Aphorismus: „Rein verständlich betrachtet erscheint das Leben nicht anders als eine sinnvolle Sinnlosigkeit.“

NEUES VON NEBENAN

Neue Debatte um die Namenmauer von Schirmeck

Die Gestaltung der am Mémorial d'Alsace-Moselle im Vogesenstädtchen Schirmeck geplanten Gedenkmauer ist wieder offen. Philippe Richert, Präsident der französischen Ostregion, reagiert auf Kritik am Konzept dieses Gedenkortes, der in Erinnerung an die Toten des Zweiten Weltkriegs bei Schirmeck entstehen soll. Vorgestellt worden war das Projekt Anfang Februar nach neun Jahren Vorbereitung. In diesem Zeitraum waren rund 50.000 Namen von Kriegstoten aus den beiden elsässischen Départements (Haut-Rhin, Bas-Rhin) zusammengetragen worden. Sie sollten auf einer 80 Meter langen Betonmauer unterhalb des Gedenkmuseums ohne Erklärungen zu ihrem Schicksal und alphabetisch geordnet eingraviert werden. Nach der Präsentation entbrannte eine Diskussion darüber, dass auf diese Weise Opfern und Tätern unterschiedslos gedacht würde.

„Für mich kann es nur darum gehen, dass diese Pläne fallen gelassen werden“, positioniert sich der Straßburger Politologe Philippe Breton. Seine Kritik berührt einen sensiblen Punkt der elsässischen Geschichte. Auf der Liste der Namen, die auf der Gedenkmauer eingetragen werden sollten, befinden sich zivile Opfer wie Soldaten, hingetrichtete Widerstandskämpfer, Opfer von Deportation und Verfolgung. Zur Gruppe der Soldaten zählen auch Elsässer, die nach der Annexion der Region durch die Nationalsozialisten in die deutsche Wehrmacht, etliche auch in die Waffen-SS eingezogen worden waren. Unter den Namen der Liste befinden sich deshalb auch Angehörige von Einheiten, die an Kriegsverbrechen beteiligt gewesen seien, wie die SS-Panzerdivision „Das Reich“, verantwortlich für das Massaker an den Einwohnern des französischen Dorfes Oradour-sur-Glane im Juni 1944. Regionspräsident Richert hat seine Entscheidung nun insbesondere nach einem Gespräch mit dem Straßburger Rabbiner René Gutman getroffen: „Die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg war für das Elsass oft genug eine Zerreißprobe“, so Richert. Die Namenmauer solle ein Monument der Einigung werden. [njk]

Nashorn-Nachwuchs im Zoo von Amnéville

Am selben Tag, an dem unbekannte Täter im Zoo von Thoiry bei Paris das Nashorn Vince erschossen und das Horn des toten Tieres abgesetzt haben, kam im Rhino-Gehege des Zoos von Amnéville Nachwuchs zur Welt. Nach knapp zwei Wochen wiegt Timbo bereits 80 Kilogramm. Er ist das dritte Kind seiner Eltern, die es auf 1,7 Tonnen und zwei Tonnen Gewicht bringen. Mit acht Dickhäutern hat Amnéville eines der größten Nashorn-Gehege Europas. Die Nachricht vom Verbrechen bei Paris hat Direktor Hervé Santerre veranlasst, die Anzahl der Überwachungskameras rund um das Rhino-Gehege zu verdoppeln und die nächtliche Bewachung neu zu organisieren. Dem gemahlten Horn des Rhinoceros werden magische Kräfte nachgesagt. Bis zu 60.000 Dollar pro Kilogramm werden auf dem Schwarzmarkt dafür gezahlt. [gil]

Der Taktstock-Diktator

KALENDERBLATT: Am 25. März 1867 wurde in Parma Arturo Toscanini geboren – Legendärer Orchesterleiter und erster moderner Städtirigent

VON DAGMAR GILCHER

Heute schon mal in Ihrem Kalender geblättert? Nein? Dann übernehmen wir das für Sie. Hier an dieser Stelle wollen wir zeitliche Grenzen überschreiten, an besondere Menschen oder Ereignisse erinnern – wie diesmal an den legendären Dirigenten Arturo Toscanini, der heute vor 150 Jahren geboren wurde.

Seinen Namen kennen auch Menschen, die sich wenig oder gar nicht für klassische Musik interessieren. Arturo Toscanini ist der erste moderne Pultstar. Manche bezeichneten ihn auch als Diktator mit Taktstock. Dabei stellte er nie sich selbst in den Vordergrund, sondern strebte unbedingte Perfektion an, wenn es darum ging, den Willen eines Komponisten umzusetzen. Die Partitur war ihm sakrosankt, er pochte auf rhythmische Genauigkeit und Klarheit, was von Kritikern als seelenlose Kühle bezeichnet wurde. Im Gegensatz zu gefühlsbetonten, intuitiven Musizieren des Antipoden Wilhelm Furtwängler. „Objektives“ gegen „subjektives“ Musizieren?

Schwer nachvollziehbar angesichts überlieferter Tondokumente wie der Einspielung des Verdi-Requiems. Bei niemand anderem als bei Toscanini öffnet sich im Dies Irae derart weit die Pforten der Hölle, wird man derart vom Furor der Musik mitgerissen. Andererseits hat niemand den „Parsifal“ in Bayreuth langsamer dirigiert als Toscanini: Vier Stunden und 48 Minuten Spieldauer verzeichnen die Annalen des Fest-



Arturo Toscanini, oben während seines letzten Konzerts 1954 mit dem NBC-Symphonie-Orchester in der Carnegie Hall in New York. FOTO: DPA

Rechts bei Proben in einer Turnhalle der Universität von Texas in Austin. Wie den Orchestermusikern erklärte er auch den Sängern meist genau, wie die Partitur zu klingen habe. Manchmal kam es dabei allerdings zu legendär gewordenen Wutausbrüchen. FOTO: AKG/PICTURE ALLIANCE



spielhauses auf dem Grünen Hügel 1931, im Gegensatz zum von Pierre Boulez gehaltenen „Geschwindigkeitsrekord“ von drei Stunden 38 von 1966/67. Und auch der „Tristan“, den Toscanini 1930 in dirigierte, wird mit vier Stunden elf als längster der Festspielgeschichte geführt. Der englische Kritiker und Wagner-Spezialist Ernest Newman erinnerte sich später, dass ihn „hier und da eine Passage wie ein Dolchstoß traf“, um dann beim Blick in die Partitur herauszufinden, „dass alles oder nahezu alles, was er getan hatte, war, den No-

text genauso zu spielen, wie Wagner ihn angibt.“

Um das zu erreichen, war er unnachgiebig, unbarmherzig, beschimpfte seine Musiker, zerriss Partituren, warf mit Taktstöcken um sich: Anekdoten dieser oder ähnlicher Natur sind Legion. Möglicherweise gelang es ihm aber nur so, einen gewissen, heute nicht mehr vorstellbaren Schlendrian auszumergen und nicht nur Orchestermusiker und Sängerstars zu disziplinieren, sondern auch die Verleger, denen er unzulängliche Ausgaben um die Ohren schlug –

und sogar das Publikum. Als Arturo Toscanini am 25. März 1867 als Sohn eines Schneiders und Weggenossen Garibaldis in Parma zur Welt kam, lebte in unmittelbarer Nachbarschaft, auf dem Landgut Sant'Agata Giuseppe Verdi. „La lirica“ war populär, wurde in den kleinsten Sälen gegeben, mit den Stimmen und Instrumenten, die eben zur Verfügung standen. An den großen Häusern, in Parma, Turin, Mailand gaben die Primadonnen und ihre männlichen Kollegen Zugaben nach gusto, nahmen sich ebenso ihre Freiheiten wie das Publikum, das keineswegs immer pünktlich da war und sich vor allem amüsieren wollte. Und dann kam Toscanini. Nachdem er schon als Neunjähriger seine musikalische Ausbildung an Cello und Klavier sowie im Fach Komposition begann und 1885 mit Auszeichnung beendete. Als zweiter Cellist saß der junge Arturo noch 1887 im Graben bei der Uraufführung von Verdis „Otello“ an der Mailänder Scala. Sein Weg ans Dirigentenpult war jedoch schon vorgezeichnet, seit er im Jahr zuvor, bei einer Südamerika-Tournee der Scala eingesprungen war und – ohne Partitur – eine „Aida“-Vorstellung dirigiert hatte: ein Triumph!

1892 dirigierte er in Mailand die Uraufführung von Leoncavallos „I Pagliacci“, 1896 jene von Puccinis „La Bohème“. Die erste von drei Amtszeiten als Leiter der Mailänder Scala eröffnete er am 26. Dezember 1898 mit Wagners „Meistersingern“. Verdi, Puccini, Wagner hießen seine Leitgestirne, aber er hat auch zweimal alle Beethoven-Sinfonien eingespielt. 1908 kam er zum ersten Mal an die Metropolitan Opera in New York, dirigierte dort 1910 die Uraufführung von Puccinis „La Fanciulla del West“, in der Caruso sang, kehrte zurück, als der Erste Weltkrieg ausbrach. Nach dem endgültigen Abschied von der Scala 1928 – auch, weil er sich mit Mussolinis Faschismus nicht anfreunden konnte – dirigierte Toscanini 1930 und 1931 in Bayreuth, 1934 bis 1937 bei den Salzburger Festspielen, förderte 1936 die Gründung des Israel Philharmonic Orchestra und dirigierte am 26. Dezember 1936 dessen erstes Konzert. Auch das Festivalorchester Luzern – in dem 1938 von den Nazis vertriebene Elite-Musiker spielten – verdankt seine Existenz Toscanini, der zu dieser Zeit längst in Amerika zu Hause war: Mit dem 1937 für ihn gegründeten NBC Orchestra entstanden denkwürdige Aufnahmen, leitete er 1942 die amerikanische Erstaufführung von Schostakowitschs „Leningrader Sinfonie“.